

Die Wirtschaftsordnung und ihre Interpreten*

Bernhard Schäfers

„Die Wirtschaft ist unser Schicksal“. Diesen Ausspruch tat der Unternehmer, Schriftsteller und Außenminister der Weimarer Republik, Walther Rathenau, in zeitgemäßer Abwandlung des Satzes von Napoleon Goethe gegenüber, die Politik sei das Schicksal.

Seit Beginn der „Doppelrevolution“ (Hobsbawm 1962), der um 1770 von England/Schottland/Wales ausgehenden Industriellen Revolution und der politisch-emanzipatorischen in Frankreich 1789f., sind es vor allem die Technik und das Industrie- und Wirtschaftssystem, die das Schicksal der Menschen bestimmen. Diesen Entwicklungen ist Ropohl – bis 2004 Professor für Technikphilosophie und -soziologie an der Universität Frankfurt – auf der Spur, auch in der Absicht, bestimmte Auffassungen und Aussagen in Theorien der Ökonomen infrage zu stellen.

Bereits der Titel deutet es an: „Das Wesen der Wirtschaft. Und das Unwesen der Ökonomen“. Mit Wirtschaft ist vor allem die liberale Marktwirtschaft gemeint, gestützt von der „herrschenden Ökonomik“. Diese unterliege jedoch dem Missverständnis, dass Marktwirtschaft und Kapitalismus ein und dasselbe seien. Tatsächlich sei jedoch der Kapitalismus „bloß ein Prinzip der betriebswirtschaftlichen Eigentumsordnung, die Marktwirtschaft dagegen ein Prinzip der volkswirtschaftlichen Abstimmung von Angebot und Nachfrage“ (S. 15). Es gäbe mithin keinen theoretischen Grund und keinen empirischen Beleg dafür, „dass Marktwirtschaft ohne Kapitalismus unmöglich wäre“. Für diese Auffassung, die in dieser Zuspitzung kaum haltbar ist, beruft sich Ropohl auf *den* Klassiker der liberalen Theorie, den Schotten Adam Smith (1723-1790). In dessen ökonomischem Hauptwerk, „Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen“ (erschienen 1776, noch im gleichen Jahr auf Deutsch) ist allerdings von Kapitalismus oder Marktwirtschaft nicht die Rede, wohl



Prof. em. Dr. Bernhard Schäfers
Mitherausgeber der GWP

* Günter Ropohl, *Das Wesen der Wirtschaft. Und das Unwesen der Ökonomen*, Nomos/edition sigma, Baden-Baden 2015, Taschenbuch, 187 Seiten



aber von Kapital und Markt in ihren verschiedenen Erscheinungsformen (vgl. die vorzügliche, mit einer umfangreichen Würdigung des Werkes versehene Edition von Recktenwald, 1974).

Adam Smith, der in Glasgow eine Professur für Moralphilosophie hatte, zählt nicht nur zu den bedeutendsten Theoretikern der Ökonomie, sondern er gehört auch in die Reihe der großen Aufklärungsphilosophen (vgl. Schäfers 2016: 13ff.). Die Freisetzung individueller Fähigkeiten und Bedürfnisse für den Markt sah er durch eine *invisible hand* (Smith 1974: 371) gelenkt und individuelle Egoismen durch Vernunft und Moral im Zaum gehalten. Davon konnte allerdings schon zu Smiths Lebzeiten keine Rede sein – und erst recht nicht in den nachfolgenden Jahrzehnten, als sich die liberale Marktwirtschaft zum schrankenlosen Manchester-Kapitalismus entwickelte.

Ropohl beginnt seine Darstellung mit Aussagen über Wirtschaft im Alltag und das Wesen der Wirtschaft. Eine Ausgangsthese ist, dass Grundlagen und Zusammenhänge des Wirtschaftssystems, wozu Arbeit und Einkommen, Geld und Kapital, Ware und Tausch gehören, den Menschen immer unverständlicher würden und wie der Staat, die Unternehmen, Banken und Börsen mit Geld und Kapital umgehen, sei ihnen weitgehend verborgen. Mit diesen Zusammenhängen und Grundlagen des Wirtschaftssystems befassen sich zehn der insgesamt zwölf Kapitel des Buches.

Dem Stellenwert von Arbeit und Arbeitsteilung werden umfassende Ausführungen gewidmet, wobei Ropohl auch auf ältere Theoretiker rekurriert, zumal Karl Marx (1818-1883). Nach Marx geht die individuelle, kollektive und kulturelle Bedeutung von Arbeit weit über die bloße Produktion von Gütern hinaus. In einer kapitalistischen Gesellschaft ist Arbeit jedoch als „Ware Arbeitskraft“ vor allem die Ursache von „Entäußerung und Entfremdung“ und die Abschöpfung ihres „Mehrerts“ durch den Unternehmer (also jenes Wertes, der auf individuelle Arbeit zurückgeht, aber dem Arbeiter nicht ausbezahlt wird) die Basis von Ausbeutung und Klassenspaltung.

Der Rückbezug auf den arbeitenden Menschen mit seinen individuellen und sozialen Bezügen ist nach Ropohl einer profitorientierten Einstellung und vielen Ökonomen fremd. Die „marktfundamentalistischen Ökonomen“ seien besonders uneinsichtig; manche von ihnen meinten, „auch die Arbeit müsse den Marktkräften unterworfen werden“ (S. 53). Ropohl erinnert daran, dass das Recht auf Arbeit als allgemeines Menschenrecht seit 1948 in der Charta der Vereinten Nationen verankert ist. Doch ist das eine hinreichende Gewähr dafür, dass Arbeit selbstbestimmt ist? Das Recht auf Arbeit hatte in sozialistischen Ländern Verfassungsrang; in der DDR war es in Artikel 24 verankert.

Dass die über die rein ökonomische Bedeutung hinaus gehenden Dimensionen der Arbeit in den Modellen der Ökonomen keine Rolle spielen, erklärt Ropohl auch mit deren theoretischen Ansätzen: Was nicht in ihre mathematisierten Modelle passt, wird durch *Ceteris-Paribus*-Klauseln hinaus definiert und damit quasi eliminiert.

Im letzten Kapitel seines Buches befasst sich Ropohl explizit mit den „Verblendungen der Ökonomik“. Hierzu zählt er das verzerrte Menschenbild des *homo oeconomicus*; die Vernachlässigung von Arbeit und Technik; die Vorstellung von unbegrenztem Wachstum; die Fokussierung auf Produktion und Kapitalverwertung. Zwei unterschiedliche Wirtschaftstheorien werden gegenüber gestellt: die Nachfragetheorie von John Maynard Keynes (1883-1946) und die Angebotstheorie Milton Friedmans (1912-2006).

Keynes' *General Theory of Employment, Interest and Money* (zuerst 1936) ist bis in die Gegenwart ein Zankapfel der Wirtschaftspolitik. Im Kern geht es beim *Keynesia-*

nismus um die Frage, ob der Staat in Zeiten nachlassender konsumtiver Nachfrage durch steuerlich finanzierte Investitionsprogramme die Wirtschaft „anheizen“ soll oder dies besser unterlässt, weil dem kurzfristigen *boom* in der Regel keine längere Dauer beschieden ist.

Friedmans Angebotsökonomie setzt zur Wirtschaftsbelebung nicht bei der Nachfrage an, sondern bei den Produzenten: sie bieten zu wenig an, wenn ihnen die Kosten zu hoch erscheinen. Darum empfahl er, „die Steuerbelastungen der Unternehmen zu senken, damit Investitionen und Produktionssteigerungen wieder attraktiv werden“ (S. 160). Friedmans finanzpolitische Theorien hatten erheblichen Einfluss auf die Wirtschaftspolitik von Margret Thatcher in Großbritannien und Ronald Reagan in den USA.

Ropohl ordnet diese widerstreitenden Theorien in die seit 2008 weltweiten Finanzkrisen ein. Hier hätte mehr Empirie noch aufschlussreicher sein können. Gibt es bessere Belege für das „Unwesen der Ökonomen“, der Banken und Börsen seit dem Beginn dieser tief greifenden, durchaus nicht überwundenen Finanzkrise? Es waren die hochgradig mathematisierten Modelle der Finanzwissenschaftler, die zunächst die amerikanischen, dann auch die deutschen Banken dazu verleiteten, Kredite auf Kredite und Derivate auf Derivate zu geben. Dahinter standen und stehen spieltheoretische Modelle, von denen der damalige Präsident der EZB bekannte: „Ich verstehe sie auch nicht“. Als ich einen Finanzwissenschaftler aus der Universität Karlsruhe darauf hin befragte, gab er den kritischen Einwänden recht, fügte jedoch hinzu: wenn alle weiter gespielt hätten, wäre nichts passiert...

Die abschließenden Ausführungen Ropohls gelten der „Ökonomisierung des Lebens“. Die Scheuklappen, die sich die Ökonomen angelegt hätten, hindere sie daran, „die ganze Lebenswirklichkeit zu begreifen“ (S. 179). Doch ihr Anspruch gehe gleichwohl dahin, „alle menschlichen Angelegenheiten verstehen und regeln zu können“.

Von den Beispielen seien zwei hervorgehoben. Im Hochschulbereich habe die „Logik“ von Angebot und Nachfrage dazu geführt, dass die kleinen Fächer sukzessive aufgelöst wurden. Ropohl versäumt darauf hinzuweisen, dass viele dieser Professuren „umgewidmet“ wurden, z.B. für *Gender Studies* (mit inzwischen 230 Professuren). Die Verblendungen der Ökonomik habe auch die Medizin erreicht, wo sie dabei sei, „ein regelrechtes Deutungsmonopol in den menschlichen Angelegenheiten zu errichten“ (S. 180).

Wenn Ropohl abschließend hervorhebt, dass Adam Smith und Karl Marx ihre ökonomischen Analysen auch als Philosophen vorgetragen hätten, dann ist das explizit ein Plädoyer gegen die Spezialisierung einer Wissenschaft, die zwangsläufig die Bedürfnisse des „ganzen Menschen“ (Marx) aus dem Blick verloren hat. Ist dieses Menschenbild nicht zu idealistisch? Tragen die idealisierten Menschen nicht dazu bei, das „neue Gehäuse der Hörigkeit“, vor dem Max Weber (1864-1920) bereits vor gut einhundert Jahren gewarnt hatte, selbst zu errichten? In „Die protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus“ heißt es: „Niemals zuvor in der Geschichte gewannen die äußeren Güter dieser Welt zunehmende und unentrinnbare Macht über den Menschen“ (Weber 2002: 224). Weber vergaß hinzuzufügen, dass es nicht der „Geist“ des Kapitalismus ist, der das alles bewirkt, sondern es sind die Menschen selbst, die im Konsum und Besitz von immer mehr Gütern diesen „Geist“ befeuern.

Das Verdienst des relativ schmalen Bandes ist, den Stellenwert von Wirtschaft und Technik, Banken und Börsen für unsere Lebenswelt einsichtig zu machen. Vor Vereinnahmungen durch eine totale Ökonomisierung aller Lebensbereiche wird nachdrücklich gewarnt, in allgemein verständlicher Sprache und mit Engagement.

Literatur

Eric Hobsbawm, Europäische Revolutionen, Zürich 1962

Bernhard Schäfers, Sozialgeschichte der Soziologie. Die Entwicklung der soziologischen Theorie seit der Doppelrevolution, Wiesbaden 2016

Adam Smith, Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen. Aus dem Englischen übertragen und mit einer Würdigung von Horst Claus Recktenwald, München 1974

Max Weber, Schriften 1894-1922, ausgewählt und herausgegeben von Dirk Kaesler, Stuttgart 2002 (Kröner TB 233)